

Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge
enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und
Sozialversicherungswesens

Band: 63 (1966)

Heft: 12

Artikel: Die Einsamen

Autor: Kurz, Gertrud

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-836596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Armenpfleger

Beilage zum
«Schweizerischen Zentralblatt
für Staats-
und Gemeindeverwaltung»

Monatsschrift für öffentliche Fürsorge und Jugendhilfe
Enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und
Sozialversicherungswesens
Offizielles Organ der Schweizerischen Konferenz für öffentliche
Fürsorge
Redaktion: E. Muntwiler, Schwarzenbachweg 22, 8049 Zürich 10
Verlag und Expedition: Art. Institut Orell Füssli AG, 8022 Zürich
«Der Armenpfleger» erscheint monatlich
Jährlicher Abonnementspreis Fr. 15.40
Der Nachdruck unserer Originalartikel ist nur unter Quellen-
angabe gestattet

63. Jahrgang
Nr. 12 1. Dezember 1966

Ein neues Gesicht

Mit der vorliegenden Nummer 12 nimmt «Der Armenpfleger» nach vollendetem 63. Jahrgang Abschied von seinem bisherigen ehrenvollen Namen. Er wird als offizielles Organ der «Schweizerischen Konferenz für öffentliche Fürsorge» fortan

Zeitschrift für öffentliche Fürsorge

heißen, so wie dies auf Antrag der Ständigen Kommission die 59. Jahreskonferenz vom 24. Mai 1966 in Basel im Zuge der längst fällig gewordenen Statutenrevision beschlossen hat. Die Namensänderung ist die sachlich-nüchterne Anpassung an die Erfordernisse der Zeit, welche mit den bisherigen Begriffen von «Armut» und ihrer «Pflege» nichts mehr anzufangen weiß und sie durch gängigere Werte ersetzt wissen möchte, um die Armenpflege aller äußeren Merkmale der Herabsetzung und Diskriminierung zu entkleiden. So betrachtet ist die Namensänderung ein guter Schritt vorwärts und kein Grund zu wehmütigen Reflexionen.

Wir benützen den Anlaß, unserer werten Leserschaft die besten Wünsche für die kommenden Festtage und das Neue Jahr zu entbieten. *Verlag und Redaktion*

Die Einsamen

In der Flüchtlingssprechstunde sitzt ein Mann, der langsam sein schweres Anliegen vorbringt.

Er hat keine Schulden und keine Klagen – etwa über seine Arbeit – anzumelden; nein, sein Anliegen ist ganz anderer Art: ihn bedrückt die Einsamkeit seines Lebens.

Er lebt in einer Mansarde, die eigentlich sein Heim sein sollte; aber statt daß sie ihm das Gefühl einer bescheidenen kleinen Heimat gibt, bringt sie ihn nur in Not:

«Nach der strengen Tagesarbeit esse ich gewöhnlich irgendwo irgend etwas zu Nacht, laufe dann planlos eine Weile in der Stadt herum und lande schließlich in meiner Mansarde. Aber was soll ich da tun? Radio hören – allein? Gedanken spinnen – allein? Das hält doch niemand aus! Also gehe ich wieder die Treppen hinunter auf die Straße und ins erste beste Café hinein.

Das heißt halt, nein! nicht ins erste beste hinein, sondern immer wieder in ein anderes, damit ich kein ‚Stammgast‘ werde und jedermann merkt, daß ich ein Alleingänger bin, keine Freunde habe, keine Familie und keine Heimat.

Ich möchte auch nicht ins Gespräch kommen mit andern Stammgästen, die jeden Abend dieselben Gespräche führen und weiterspinnen. Also verteile ich meine Abende auf verschiedene Lokale und gehe manchmal auch ins Kino.

Aber das gibt meinem Leben keinen Inhalt, das ist alles leer und irgendwie sinnlos und auch zu teuer für meinen Geldbeutel. – – – Sie fragen mich, ob ich denn gar keine Freunde habe, etwa unter meinen Landsleuten? Da muß ich Ihnen sagen, daß ich zweimal sehr schlechte Erfahrungen gemacht habe, so schlechte, daß ich seither wählerisch geworden bin.

– – – Ja, Sie haben schon recht, es liegt auch stark an mir, und wenn ich keine Freunde finde, die *mir* helfen, so könnte ich vielleicht einen finden, der auf *meine* Hilfe wartet. Das wäre am Ende eine Lösung, und ich lasse mich schon beraten, deswegen bin ich ja hergekommen!»

Aber während dieser eine Mensch und sein Anliegen uns innerlich beschäftigen – und während wir nach Möglichkeiten für ihn suchen –, meldet sich noch ein anderer, ein früherer Kunstmaler, dem sein «leeres» Zimmer auch zur Not geworden ist:

«Sie können es mir glauben oder nicht, aber meine Mansarde hat mich schon zur Verzweiflung gebracht. Die Aussicht bei Tag ist einzigartig: Dächer und Kamine – Kamine und Dächer wechseln ab in bunter Reihe. Zum Glück bin ich am Tag selten daheim, da arbeite ich ja, um mich durchzubringen; und am Wochenende male ich an irgendeiner schönen Ecke, wenn das Wetter gut ist. Aber am Abend – am Abend –

Da wartete bisher niemand auf mich, um mit mir zu plaudern; da nahm mir auch niemand die bösen Gedanken weg, und niemand lachte mich aus, wenn ich etwas Unmögliches sagte.

Ja, wenn man Frau und Kinder gehabt hätte –

Aber schließlich bin ich ja ein Maler! Und da habe ich mir nun einen Freund an die weißgetünchte Wand gemalt, einen zuverlässigen Freund, dem ich alles sagen kann, was mich quält; der auch ganz verschwiegen ist und nichts weitersagt

von dem, was ich ihm anvertraue. Er hat gütige Augen, doch eins fehlt – er antwortet mir nicht!

Aber dafür – widerspricht er mir auch nicht!»

Und während er noch alle Für und Wider seines selbst gemalten Freundes gegeneinander abwägt, gehn in mir die Wogen hoch: Mitten in unserer bewegten überaktiven, lärmigen Zeit gibt es einen Menschen, der so einsam ist, daß er sich einen zuverlässigen Freund an die Wand malt, damit dieser sein Alleinsein mit ihm teile –

Und einen andern gibt es, der von Café zu Café läuft, um seine Einsamkeit zu vergessen –

Wieviel treuer müßten wir noch sein in der Betreuung von Menschen, die uns anvertraut sind.

Diese packende feinsinnige Skizze verdanken wir dem Zwinglikalender für das Jahr 1966. Verfasserin ist die bekannte Flüchtlingsmutter Frau Dr. *Gertrud Kurz*, Bern. Ihre Frage begleite uns ins neue Jahr hinein! Sie rüttelt an Grundsätzlichem in unserer Arbeit, genau so, wie das die nachstehende Betrachtung von *Gottfried Erb* tut. Diese erschien im Heft 4/1966 der CARITAS, Monatsschrift des Schweizerischen Caritasverbandes.

Die im Dunkeln sieht man nicht

Armut ist bei uns zu einem Fremdwort geworden. Wir lokalisieren sie anderswo, im Süden Europas, in Übersee und nach den Untersuchungen, die unter Kennedy in Gang gebracht wurden, auch in den USA. Aber bei uns? Wer arbeitswillig ist, der braucht nicht schlecht zu leben, so lautet die gängige Diagnose unseres sozialwirtschaftlichen Zustandes. Und tatsächlich, das Bild dieser Gesellschaft wird von schier endlos wachsendem Konsum bestimmt. In den Statistiken taucht Elend überhaupt nicht mehr auf. Aber verschwindet es nicht einfach in den klugen Durchschnittszahlen? Mein Lehrer, ein Professor der Wirtschaftswissenschaft, pflegte zu sagen: «Im Durchschnitt sind Millionär und Bettler reiche Leute.» Könnte es am Ende hierzulande nicht auch so sein? Wir wissen nicht viel darüber. Armut verbirgt sich mehr denn je, ist mehr noch als früher eine Schande.

So war die Öffentlichkeit in England erstaunt und entsetzt, als ihr zum letzten Weihnachtsfest die Ergebnisse einer privaten Untersuchung präsentiert wurden, die ein ungeahntes Massenelend bloßlegte. Fünfhunderttausend bis eine Million Kinder leben unter dem von den Wohlfahrtsämtern angesetzten Existenzminimum. Eine Dozentin der Universität Wales, so berichtet die Frankfurter Allgemeine Zeitung, gab als typisches Beispiel für diese Bevölkerungsschicht eine Familie mit sechs Kindern an: Die Mutter habe nach der Bezahlung der Miete und des Heizmaterials nurmehr elf Mark pro Woche für jedes Kind. Selbst so einfache Dinge wie Seife seien unerschwinglich. Die Kinder hätten nichts, was sie ihr eigen nennen könnten. Die jüngeren wüßten nicht einmal, was ein Bleistift sei. Die älteren Kinder kämen müde zur Schule, da sie zu mehreren in einem Bett schlafen müßten.

Zu den Armen im weiteren Sinne müßten 1960 siebeneinhalb Millionen gezählt werden. Zweieinhalb Millionen seien davon Kinder. Immer wieder sind es die kinderreichen Familien, die zu den Ärmsten gehören.